SPIEGEL-GESPRÄCH

Der Iranist Bert Fragner über persische Identität, die Macht der Poesie und die Erfindung des Teufels

„Pioniere der Zivilisation“

SPIEGEL: Professor Fragner, seit fast einem halben Jahrhundert erforschen Sie Kultur und Geschichte Persiens. Jetzt wird Iran vielfach als Schurkenstaat gesehen, der den Weltfrieden bedroht und die eigene Bevölkerung unterdrückt. Was empfinden Sie bei solchen Vorwürfen?

Fragner: Ich bin verstört und besorgt, denn ich sehe im Gegensatz zur Politik das Land selbst ganz anders. Es hat im Vorderen Orient wohl die größten Möglichkeiten zur Modernisierung: Zivilgesellschaft, Bildungsniveau, Öffentlichkeitsbewusstsein, für all das gibt es weit mehr als nur Ansätze. Einen demokratischen Aufbruch, eine Verfassungsreform hat Persien schon vor über hundert Jahren erlebt, das ist in dieser Region unerhört. In allen Schichten existiert dort freiheitliches Denken, mit älterer Tradition als überall im Umkreis.

SPIEGEL: Woher kommt diese Einzigartigkeit? Aus dem Bewusstsein einer jahrtausendealten Kultur?

Fragner: Historischen Parallelen über so lange Zeiträume traue ich nicht. Wenn man genau hinsieht, passen die nie.

SPIEGEL: Aber die Perser waren doch schon in ihrer Frühzeit geistig-religiös verblüffend originell?



BERT FRAGNER
Der gebürtige Wiener, der als Doyen der deutschsprachigen Iranisten gilt, war von 1989 bis 2003 Professor an der Universität Bamberg. Bis Ende 2009 leitete Fragner, 70, das von ihm aufgebaute Institut für Iranistik an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien.

Fragner: Das kann man sagen. Zwar stammen die ältesten Mythen deutlich aus dem indogermanischen Hintergrund, aber der klare Gegensatz von Gut und Böse als religiösem Grundmotiv scheint persischen Ursprungs zu sein und taucht dort immer wieder auf. Leichtfüßig formuliert: Die Perser haben den Teufel erfunden – das ist welthistorisch etwas ganz Besonderes und sehr Einflussreiches.

SPIEGEL: Aber die Völker im Umkreis, Ägypter oder Griechen, haben die strikte Lehre von Gut und Böse doch nicht einfach übernommen?

Fragner: Tiefenwirkung braucht Zeit. Hätten zum Beispiel die Soldaten des römischen Kaiserreichs, die meist an den judäischen Erlösergott und seinen Sohn Jesus Christus oder an den persisch geprägten Erlöser Mithras glaubten, nur etwas mehr zum Zweiten geneigt, dann wäre Europa vielleicht mithräisch geworden. Bizarre Vorstellung, aber ein wenig davon ist sogar eingetreten: Schon aus geistlichem Wettbewerb hat das Christentum Denkmotive wie etwa die Endzeitlehre aus dem iranischen Fundus übernommen.

SPIEGEL: Seit wann kann man denn überhaupt von Persien sprechen?

Fragner: Die Frage nach der iranischen Identität ist eigentlich eine junge Frage. Die Großkönige Kyros oder Dareios waren einfach sie selbst,

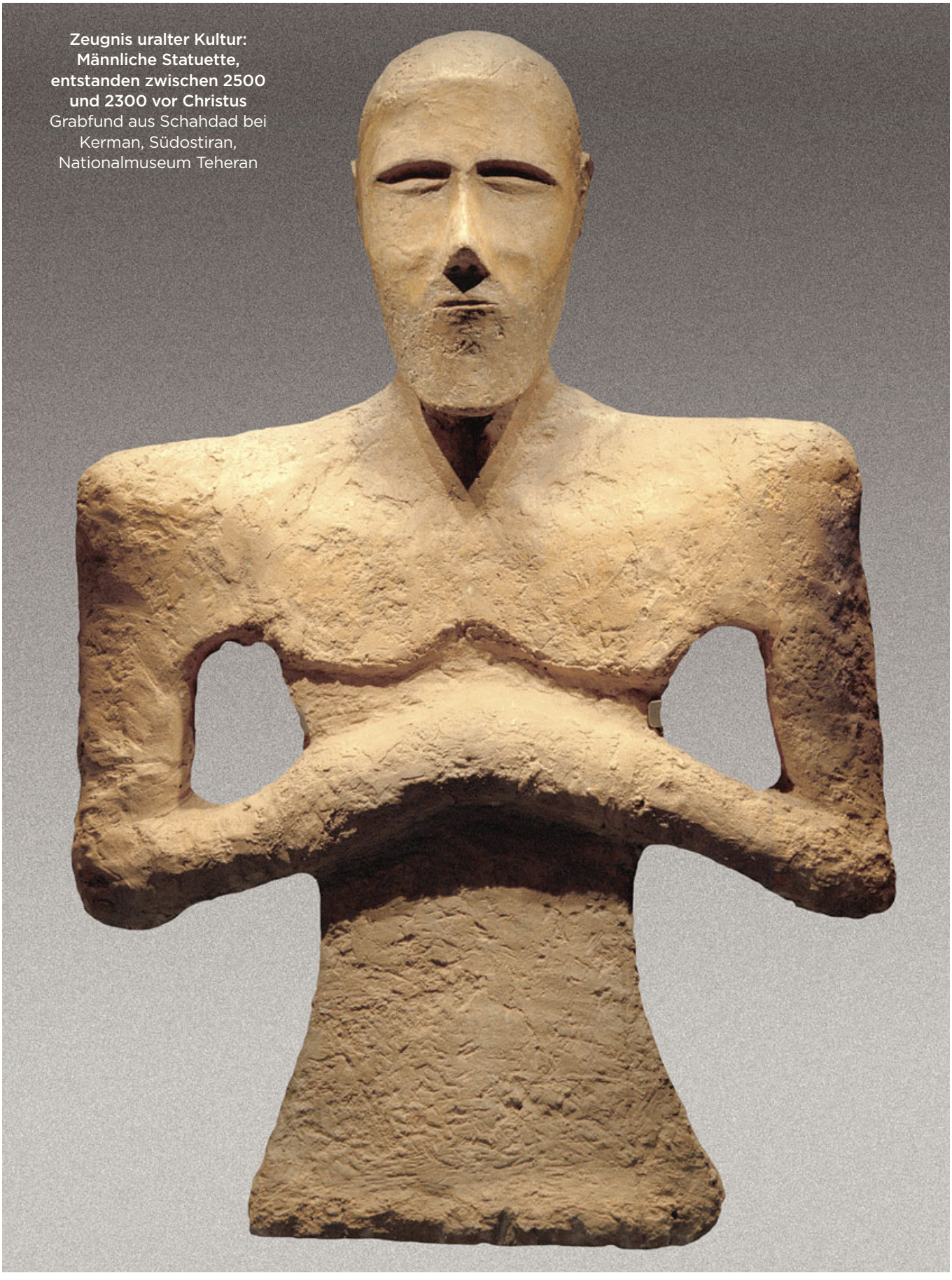
Das Gespräch führten die Redakteure Dieter Bednarz und Johannes Saltzwedel in Wien.



CHRISTINA FINK / ANZENBERGER (L.); WELTBILD / INTERFOTO (R.)



Geflügelte Stiere mit Menschenköpfen bewachen das „Tor aller Länder“, das Xerxes I. am Eingang von Persepolis bauen ließ.



Zeugnis uralter Kultur: Männliche Statuette, entstanden zwischen 2500 und 2300 vor Christus
Grabfund aus Schahdad bei Kerman, Südostiran, Nationalmuseum Teheran

AKG

„König der Könige“. Als Reichsbezeichnung kommt der Name Iran unter den Sasaniden auf, etwa 260 nach Christus. Es ist ein Kunstwort, das Identität schaffen sollte. Auch nach dem Ende der Sasaniden-Dynastie lebte die Bezeichnung fort, so ähnlich wie man heute noch von der Donaumonarchie redet.

SPIEGEL: Und wo lassen Sie die Antike? Waren die Großkönige keine Perser?

Fragner: Es gibt von den Achaimeniden wie Dareios I. und Xerxes I., die gegen Griechenland kämpften, keine Kontinuität zu Späterem. Sie gehen unter, ihr Reich, ihr Recht, alles. Im großen Heldenbuch des Dichters Ferdausi, dem „Schahname“, das um 1000 entstand, kommen sie praktisch nicht vor.

SPIEGEL: Unser von Griechen wie Aischylos und Herodot bestimmtes Bild, in dem der Achaimeniden-Staat Persien heißt, führt also ziemlich in die Irre?

Fragner: Von Iran aus gesehen ja. Dort wiederum ist kaum bekannt, dass in europäischen Köpfen seit den alten Griechen der Gegensatz von freien, tapferen Hellenen zum dumpfen despotischen Block namens Persien herumspukt.

SPIEGEL: Ist es nicht ebenso überzogen, wenn heute viele Iraner die Großkönige verklären – zum Beispiel Kyros II. als Erfinder der Menschenrechte?

Fragner: Das sind moderne Konstruktionen. Mit solchen Leuten habe ich schon oft diskutiert. Es macht eben stolz, uralte Ahnen zu haben. Aber sollen wir auf Germanen stolz sein, die Italiener auf die Römer, die Franzosen auf die Gallier?

SPIEGEL: Wann entsteht dann eine persische Identität, die bis heute fortwirkt?



Goldplastik aus dem Oxos-Schatz, entstanden um 400 vor Christus
British Museum, London

LUTZ BRAUN / BPK

SPIEGEL: Mongolen begründen die persische Identität?

Fragner: Politisch verwendet jeder Bezeichnungen, wie sie ihm nützen, und Ariernachweise gab es damals nicht. Als Perser galt zunächst nicht so sehr, wer aus den alten Kernregionen Fars und Medien stammte, sondern wer hauptsächlich und gewandt persisch redete. Es war eine enorm wichtige Verkehrssprache: Immerhin konnte man sich von Anatolien bis weit in den Kaukasus, Zentralasien, ja in ganz Indien damit verständigen.

SPIEGEL: Aber für Europäer blieb Persien fremd. Alles die Schuld der Griechen?

Über viele Jahrhunderte galt alles Persische einfach als chic.

Erst im 19. Jahrhundert, als der Nationengedanke erwacht?

Fragner: Nein, schon im Mittelalter. Über 600 Jahre nach der Sasaniden-Dynastie regieren in Täbris die mongolischen Ilchane. Parallel zu ihren Vettern, die in Peking sitzen und sich zum Kaiser von China proklamieren lassen, wärmen sie den alten Begriff ganz offiziell wieder auf: Das südliche Teilreich in ihrem riesigen Herrschaftsgebiet nennen sie Iran und erklären sich nach sasanidischem Muster zu iranischen Königen. Die Mongolen erkannten die territoriale Einheit; ein Steuerbeamter hat das Land damals recht genau beschrieben.

Fragner: An der Peripherie war man einander gar nicht so fremd. Schauen Sie den Hellenismus an: Alexander – den viele Iraner weiterhin „den Makedonen“ nennen, weil er nicht „der Große“ für sie sein darf – war nicht bloß persönlich von Persien fasziniert. Sein Eroberungszug hinterließ Reiche, die im Gewand der griechischen Sprache die persische Kultur weit nach Westen durchsickern ließen.

SPIEGEL: Was war so attraktiv an dieser Kultur?

Fragner: Persisches galt irgendwie als chic. Über Jahrhunderte fand man es fein, ästhetisch, luxuriös, elegant, raffiniert – einfach chic. Auch wenn in jeder Epoche natürlich etwas anderes die Nachbarn faszinierte. Hinzu kamen ganz praktische Vorsprünge, zum Beispiel die persische Zeitrechnung. Sie ist wohl die einzige, die das Jahr mit dem Frühling beginnen lässt, anders als die Mondkulturen drum herum. Sonnenjahre sind perfekt für Ackerbauern: Man kann die Ernte vorplanen und entsprechend die Steuertermine – ein klarer Kulturvorteil. So etwas freut Iraner, sie sehen sich gern als Pioniere der Zivilisation. Haben die Perser nicht vielleicht sogar das Kochen erfunden?

SPIEGEL: Solchen Kultur-Ehrgeiz können Deutsche gut verstehen.

Fragner: Vielleicht entstand deshalb nach der Entzifferung der Inschriften an den Königsgräbern im 19. Jahrhundert diese erstaunliche Persien-Euphorie in Deutschland. Sprachforscher, die das Indogermanische rekonstruieren wollten, sahen in den altiranischen Quellen wichtige Beweisstücke für arische Urkultur. Aber auch die Iraner selbst basteln gern an solchen Geschichtstheorien. Da hatten zum Beispiel mehrere persische Exil-Intellektuelle 1916 im wilhelminischen Berlin die Zeitschrift „Kaweh“ gegründet. So heißt der berühmteste Rebell der persischen Sage: ein zäher Schmied, der seine Lederschürze zum Banner der Freiheit macht. Als nun in Russland die Oktoberrevolution losbrach, erschien in „Kaweh“ sehr rasch ein Text, der einen antiken Sektierer namens Mazdak zum „ersten Kommunisten“ erklärte – was



Während der babylonischen Gefangenschaft der Juden: Hamans zehn Söhne am Galgen
Aus dem „Ardaschir-Buch“ des Schahin von Schiras, 17. Jh.

natürlich hieß: Diesen Gedanken hatten wir Perser schon lange.

SPIEGEL: In einer Hauptsache waren Perser ja nun nicht die Ersten: beim Islam, der von Arabien aus das Land eroberte. Das muss doch ein Kulturschock gewesen sein?

Fragner: Es war eine Revolution, vor allem sprachlich-sozial. Unter den Sasaniden gab es eine strenge Kastengesellschaft mit großer Ungleichheit. Das damalige persische Schriftsystem trug dazu bei, es war ungeheuer kompliziert: Aramäische Wörter und Buchstaben, aber persisch gesprochen und mit persischen Wortendungen – ein hochexklusives, esoterisches Gebilde, zur Verständigung untauglich. Die hierarchisch organisierte Staatsreligion wirkte in die gleiche Richtung. Und nun kommt ein neuer Glaube, der grundsätzlich alle Menschen gleich sein lässt. Eine gewaltige Herausforderung!

SPIEGEL: Und die Iraner nahmen sie widerstandslos an?

Fragner: Die Bekehrung dauerte lange, über drei Jahrhunderte – aber nicht, weil Widerstand aufkam. Keiner war gezwungen, zum neuen Glauben überzutreten. Sprachlich passierte wohl das Verblüffendste. Fast überall sonst zog mit dem Islam das Arabische ein, aber nicht in Iran. Dort beharrte man auf dem Persischen, ja man nutzte den Umbruch, die eigene Sprache mit arabischen Buchstaben zu schreiben – was im Verhältnis zum früheren System sehr simpel war. Erstaunlich rasch entstand so eine Schriftsprache, in der sich auch arabische Fremdwörter für die Verwaltung in die Texte einfügten.

SPIEGEL: Ein weiterer persischer Geniestreich ...

Fragner: Diesmal ganz im Ernst: ja. Gerade weil das Neupersische, das um Buchara und Samarkand, im heutigen Usbekistan, entstanden war, als islamisch wahrgenommen wurde, entwickelte es sich rasch zur Lingua franca der Seidenstraßen-Kaufleute. Viele Völker in Zentralasien lernten den Islam auf Persisch kennen. Die muslimischen Uiguren im heute chinesischen Xinjiang benennen ihre Gebetszeiten noch immer mit persischen Wörtern. Geradezu Weltsprache ist Persisch zur Zeit der Mongolen: Als der Großchan Güyük 1246 an Papst Innozenz IV. schreibt, schickt er den Brief auf Mongolisch und auf Persisch.

SPIEGEL: Aber erst die Poesie hat doch der Sprache ihren wahren Glanz verliehen?

Fragner: Das geschah zwischen 1000 und 1400, in der Epoche der großen klassischen Dichter. Einer der ersten ist Ferdausi, der Mythen-Geschichte in Versen schreibt. Sein „Schahname“, das „Buch der Könige“, erzählt in weit über 50 000 Versen einem muslimischen Publikum anhand alter Geschichten, wie die Vorfahren sich die Vergangenheit gedacht haben. Islamisches kommt nicht vor, aber alles ist Islam-verträglich. Und da er von vorislamischen Zeiten erzählt, streicht er die arabischen Wörter, so dass eine wunderbare Kunstsprache entsteht.

SPIEGEL: Wurde da Poesie zur Politik?



Persische Goldmünze (Stater) aus dem 5. Jahrhundert vor Christus

Fragner: Ferdausi schreibt kein Werk gegen die Araber. Er ist viel raffinierter, er stützt sich ja sogar auf einen arabisch schreibenden Historiker. Das meiste, wovon er erzählt, ist aber Sasaniden-Geschichte. Und weil er so spannend schreibt, sind seine Hörer unterhalten und sagen zugleich: Ja, das sind unsere Könige, unsere Helden, unsere Ahnen. Jeder, der seither in Persien geherrscht hat, fand im „Schahname“ seine Vorbilder. Das Werk hat ungeheure Wirkung gehabt.

SPIEGEL: Ist es die wichtigste Gründungsurkunde der iranischen Identität?

Fragner: Sicher eine der bedeutendsten – zusammen mit der Sprache, der Poesie und einem weiteren Phänomen: der Mystik.

SPIEGEL: Und der schiitische Islam?

Fragner: Heute gehört er natürlich dazu. Aber er wurde erst nach 1500 importiert, das war ein langer Prozess – und die Mystik hat dabei eine wichtige Rolle gespielt.

SPIEGEL: Was meinen Sie mit Mystik?

Fragner: Mystiker deuten die Dinge der Welt so lange um, bis sie bei Gott angekommen sind. Theologen und Dichter machten nun etwas Ähnliches: Schon bevor die Schia in Persien Fuß fasste, erfanden sie über Hunderte von Jahren einen wahren Bildercode, ganze Geflechte von Metaphern, die ein Eigenleben entwickelten. Im sogenannten indischen Stil meinte zum Beispiel der Satz „Ein Schiff mit fünf Masten fährt durch die Sundastraße in den Hafen von Surat in Indien“ etwas zart Erotisches: Eine Hand fährt über die Stirnfalten und streichelt das lächelnde Gesicht der oder des Geliebten bis zur Wange. Man spielte virtuos mit Lautanklängen und Bedeutungsnuancen, geistlich oder weltlich. Das versetzte die Leute in Ekstase ...

SPIEGEL: ... und begeistert sie bis heute?

Fragner: Und wie! Darin liegt für Iraner die große kulturelle Kontinuität: „Das können nur wir“, sagen sie, mit Recht. Diese alte poetische Tradition ist ihr Eigenstes.

Mystiker deuten die Dinge so lange um, bis sie bei Gott angelangt sind.

RUTH SCHACHT / BPK / SBB (L.); ERICH LESSING / AKG (R.)

SPIEGEL: Und was hat das mit der Schia zu tun?
Fragner: In der nachmongolischen Zeit wurden die mystischen Theologen zu Mittlern zwischen Herrscher und Volk. Es entstanden unter diesen Sufis sogar Massenbewegungen. Nach 1500 waren sie die neue politische Macht. Sie richtete sich gegen die arabische Dominanz, anfangs sogar extrem. Als die Perser dann gegen die benachbarten Osmanen verloren, musste rasch ein eigener Staat organisiert werden. Das Glück wollte es, dass ein schiitischer Rechtsgelehrter aus dem Libanon den neuen Herrschern ein fertiges Gesetzeswerk anbot. Damit hatten die Safawiden ihre eigene Glaubens- und Lebensordnung und konnten sich von den sunnitischen Arabern und Osmanen abgrenzen.
SPIEGEL: Mystik und Staatsgeschäfte, schließt sich das nicht gegenseitig aus?
Fragner: In der Schia kommt es darauf an, den göttlichen Willen, speziell den Rechtswillen, möglichst gut zu erkennen. Das aber kann letztlich nur der Herr der Zeiten, der verborgene, seit vielen Jahrhunderten entrückte letzte Imam. Schiitische Juristen versuchen also wie in einem Glasperlenspiel den

Persiens Hautevolee lernte in Georgien das Wodkatrinken.

Willen des letzten Imam zu ergründen, um dann den Ungelehrten zu erklären, wo es langgeht.
SPIEGEL: Uns Europäern, die Klerus, Recht und Politik seit langem trennen, ist dieses Ineinander schwer verständlich. Wann entwickelten sich die Welterklärer denn zu politischen Gegenspielern der Staatsmacht?
Fragner: Seit Anfang des 19. Jahrhunderts wurden die geistlichen Oberhäupter nicht mehr offiziell finanziert, waren also auf Zahlungen der Gläubigen angewiesen. Gerade das ließ viele zu Volksführern mit aktuell-politischem Interesse werden. Mystisch argumentierten sie weiterhin; noch bei den heutigen Mullahs ist dieses Denken, die sogenannte Gnosis, gang und gäbe. Ajatollah Chomeini etwa wurde als Mystiker berühmt, bei seinen Lehrvorträgen sollen Hörern die Tränen gekommen sein.
SPIEGEL: Hat die jahrhundertelange Verquickung von Glaubenslehre und Politik mit dazu geführt, dass Persien keinen Aufbruch in die Moderne erlebte wie Europa?
Fragner: Die Perser wussten schon, was in Europa vorging. Sie merkten sofort, als vor ihrer Küste Schiffe aufkreuzten mit Portugiesen, die sich an der Straße von Hormus festsetzten und dann den Indischen Ozean erkundeten. Sie wurden misstrauisch und warfen die Kolonisten wieder hinaus. Auch Iran erlebte damals einen Aufbruch, dank verstärkten Austauschs mit China. Bloß ist bei uns von diesen Vorgängen nur wenig bekannt.
SPIEGEL: War das Persien der Safawiden nicht eher von Stagnation gekennzeichnet?
Fragner: Die Safawiden blieben immerhin seit 1501 für über zwei Jahrhunderte an der Macht. Als ihr Regime zusammenbrach, flammte die Rivalität unter den alten Volksstämmen wieder auf. Die Kadscharen behielten schließlich die Oberhand. Sie haben dann Anfang des 19. Jahrhunderts versucht, Iran ein völlig neues Gesicht zu geben: Zum Beispiel machten sie auf blutige Art mit dem alten Stammeswesen für immer Schluss.
SPIEGEL: Um Persien zu einem Volksstaat nach europäischem Muster zu machen? Was herauskam, gilt bei Historikern eher als Karikatur.
Fragner: Aus europäischer Sicht mag das so erscheinen. Aber die Kadscharen schauten gar nicht so sehr nach Europa. Sie orientierten sich weit eher am Nachbarn Russland – das beachten sogar iranische Historiker zu wenig. Persische Händler zogen während des 19. Jahrhunderts in Scharen zu den Messen nach Astrachan und Nischni Nowgorod, Zigtausende persischer Gastarbeiter strömten ins boomende Erdölzentrum Baku, Persiens Hautevolee pilgerte alljährlich nach Tiflis in Georgien und lernte dort unter anderem das Wodkatrinken. Als dann in Russland 1905 die Revolution beginnt, bricht Ende des Jahres auch in Iran eine Verfassungsrevolution aus …
SPIEGEL: … aber auch das Chaos. Wenig später, 1921, kommt der starke Mann, der nun wirklich ein brutaler Modernisierer ist: Resa Schah. Er verordnet westliche Kleidung, säkulares Recht, Verkehrswege, staatliche Schulen und einen neuen Beamtenapparat, ähnlich wie der Reformer der Türkei, Mustafa Kemal Atatürk.
Fragner: Bei dem Vergleich habe ich Zweifel. Iran war – entgegen vielen heutigen Klagen – das einzige Land der Region, das nicht kolonial geknebelt oder nach dem Ersten Weltkrieg neu vermessen wurde. Schon deswegen konnte Resa Schah kein Nachahmer Atatürks werden.



Einzug des persischen Botschafters in St. Petersburg
Lithografie nach einem Gemälde von Prinz Alexej Saltykow, um 1850



BRIDGEMANART.COM

Er kam als kleiner Oberst aus dem Nichts an die Macht. Um vor der Bevölkerung als König zu glänzen, hat er zwei kadscharische Prinzessinnen geheiratet. Er wurde ein dem Zeitgeist entsprechender autoritärer Herrscher, so wie Franco in Spanien oder Chiang Kai-shek in China: ein Caudillo.

SPIEGEL: Ein kleiner Hitler?

Fragner: Eher ein kleiner Mussolini. Natürlich sagte ihm manches an NS-Deutschland zu, Effizienz und straffe Organisation zum Beispiel. Aber auch modernes Leben und Geisteskultur der dreißiger Jahre sind durch ihn nach Persien gekommen.

SPIEGEL: Weshalb muss sich so einer noch mit altpersischen Herrschaftszeichen schmücken?

Fragner: Viele versuchten damals, alte Symbole neu zu beleben und so an vermeintlich glanzvolle Zeiten anzuknüpfen. Mit dem Kyros-Kult allerdings haben erst die Berater des zweiten Schahs, Mohammed Resa Pahlewi, angefangen, aus Propaganda-Kalkül. Genützt hat es ihm freilich nichts.

SPIEGEL: So viele Epochen, so viele Ansprüche und Meinungen – haben wir Europäer eigentlich überhaupt eine Chance, die Perser zu verstehen?

Fragner: Wir dürfen sie weder verteufeln noch verklären. Es ist schon viel gewonnen, wenn wir uns klarmachen, dass wir es mit einem Land wie andere Länder zu tun haben, mit Menschen wie wir. Fremd und faszinierend wird Persien trotzdem bleiben. Ich kenne Iran seit 1962 und kann nicht leugnen, dass da über Hunderte und Tausende von Jahren kulturelle Kontinuität zu spüren ist – keine politisch inszenierte, sondern eine ganz natürliche.

SPIEGEL: Ist dieses uralte Erbe für Iran eine Hypothek oder ein Ansporn?

Fragner: Natürlich verführt der Traditionsstolz auch zur Abschottung, wo eigentlich Offenheit herrschen sollte. Die Iraner wissen das aber und machen es sich gerade deshalb mit ihrer Kultur nicht leicht. Sie sagen sich oft: Wir können mehr als der Rest der Welt – und bleiben dennoch heitere, entspannte Pragmatiker. Das finde ich ungeheuer imponierend.

SPIEGEL: Professor Fragner, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.